



Wohnmaschine. Viertel wie die Neuköllner Gropiusstadt, Berlins älteste Trabantenstadt, entsprachen dem Zeitgeist, als Alexander Mitscherlich's Buch „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“ im Jahr 1965 erschien. Die Gropiusstadt entstand von 1962 bis 1975. Unsere Bilder zeigen das Quartier heute.

Fotos: Lukas Fischer



Eingrenzung in Zonen

Mitscherlich: Aus der „hochgradig integrierten alten Stadt“ ist eine „funktionell entmischte“ geworden. Der Städtebau trennt Wohnen, Arbeiten, Verkehr und Erholung.

„Heute leben wir in einer Gesellschaft, in der jeder Stadt konsumieren, allerdings möglichst keine Störungen durch andere tolerieren will. Jeder Eingriff in die Privatsphäre, Geräusche, Gerüche, wird als irritierend wahrgenommen. Wir wünschen urbane Kultur und kämpfen täglich mit Konflikten. Wenn im Sommer vor den Kneipen Gruppen von Menschen sitzen, ruft gleich jemand die Polizei, schreit nach der Sperrstunde. Nachbarn klagen gegeneinander, weil die Kinder Krach machen. Tatsächlich hatte sich die deutsche Rechtsprechung so entwickelt, dass Kindergärten in „reinen Wohngebieten“ nicht mehr toleriert wurden. So erlaubt eine Novelle der deutschen Baunutzungsverordnung nun explizit Anlagen zur Kinderbetreuung – sofern sie den Bewohnern dienen. Sozial durchmischte Wohnprojekte können ein erster Ansatz sein.“

Arbeiten, Wohnen, Freizeit, Verkehr seien die Grundfunktionen des städtischen Lebens, so habe ich es in meinem Studium der Raumplanung in den 1970er Jahren gelernt. Die Vielfalt nach Funktionen zu unterteilen, durchdringt den Städtebau bis in die Gegenwart: die Stadt als kalte Maschine, komplett aufgeräumt, rational geordnet. Die Menschen machen die Städte und die Städte die Menschen. Diesen Gedanken von Mitscherlich unterstreiche ich. Der Wunsch ist doch eine lebendige Stadt mit vollen Straßen und öffentlichen Plätzen als Begegnungsort der Fremden. Dafür ist es wichtig, dass keine Ghettoisierung überhand nimmt, verbunden mit Ausgrenzung und Stigmatisierung. Das Recht auf Stadt wird zu einer politischen Frage. „Zoning“ sortiert Flächen nach Nutzungstypen und separiert die Wohlhabenden und Armen, denen die Teilhabe an der Stadtgesellschaft oft verwehrt bleibt. Es gibt nur geringe Schnittstellen. Unsere deutschen Städte sind unter anderem deshalb sozial befriedet und ermöglichen öffentliches Leben in öffentlichen Räumen, weil sie mehrere Jahrzehnte Wohnungsbau der Moderne hinter sich haben. Dieser wurde oft gescholten, auch von Mitscherlich. Aber in der Folge ist Obdachlosigkeit zum Randphänomen geworden. Wir gehen hierzulande davon aus, dass jeder eine Wohnung haben sollte. Das ist eine grundlegende Leistung einer wohlhabenden Gesellschaft, trotz aller sonstigen sozialen Unterschiede.“

— Sophie Wolfrum, Stadtplanerin, Professorin für Städtebau/Regionalplanung an der TU München

Bevölkerungsexplosion

Mitscherlich: Der Siedlungsbau ist eintönig und trist. „Kasernen sollen heute freundlicher als diese Häuser sein, vielleicht weil Soldaten knapp sind, nicht aber Wohnungssuchende.“

„Die 1960er Jahre waren ein Wendepunkt im Städtebau. Es wurde immer mehr über psychische, soziologische und baukulturelle Auswirkungen nachgedacht. In diesem Zuge gründeten sich wichtige Forschungsstellen, auch das Institut Wohnen und Umwelt, das ich als Geschäftsführerin leitete. Es müsste Mitscherlich, der 1971 im Gründungsbeirat war, gefallen: Das IWU behandelte heute Themen, für die er sich engagiert hat. Forschungsauftrag ist die Verbesserung der Lebensverhältnisse förderungswürdiger, benachteiligter Menschen. Die ökologische Seite, früher nicht so entscheidend, spielt aktuell eine große Rolle, die Energieeffizienz von Gebäuden und Stadtquartieren.“

Um stadtplanerische Leitbilder umzusetzen, etwa die autogerechte Stadt, kam es nach der Verwüstung im Bombenkrieg zu einer zweiten Zerstörung der Stadt. Die Altbauten waren marode, vieles wurde abgerissen. Das Bewahren alter Gebäude war erst später Thema. Viele Wohnungen in den 1960ern waren dunkel, eng, überbelegt.

Die Stadt auf der Couch

Er war der große Psychoanalytiker der Bundesrepublik. Vor 50 Jahren formulierte Alexander Mitscherlich sein Unbehagen über die neue urbane Unwirtlichkeit. Eine aktuelle Diagnose von fünf Experten

PROTOKOLLE: ISABEL STETTIN

Alexander Mitscherlich zeichnete ein Bild des Grauens. Er beschrieb öde Wohnblocks, Asphaltwüsten – und Menschen, die so kalt sind wie die Umgebung, in der sie leben. In seiner Streitschrift „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“ rechnete der vielleicht berühmteste deutsche Psychoanalytiker der Nachkriegszeit („Die Unfähigkeit zu trauern“) 1965 mit Architekten und Stadtplanern ab. Ihr sozialer Wohnungsbau bringe Slums hervor und mache asozial, behauptete er. Nachbarn blieben anonym, für die Bedürfnisse von Kindern und Alten sei kein Platz. Die Chance, die vom Krieg zerstörten Städte lebenswert zu gestalten, sei verpasst worden.

Das Buch war ein Bestseller, es verkaufte sich über 200 000-mal und löste eine große Diskussion aus. Heute gilt es als viel zitiertester Klassiker (erhältlich in der Edition Suhrkamp). Doch hat es tatsächlich etwas verändert? Ein halbes Jahrhundert nach dem Erscheinen ist es Zeit für eine Bestandsaufnahme: Was ist seither mit und in unseren Städten passiert? Was würde der 1982 verstorbene Mitscherlich im Jahr 2015 beklagen? Was macht die Stadt menschlich? Und wer bestimmt, wie sie genutzt wird?

Heute gibt es immer mehr Singles, Alte, viel mehr Ein-Personen-Haushalte. 45 Prozent der Bevölkerung sind alleinstehend oder alleinerziehend. Sie brauchen preisgünstige, kleine Wohnungen.

Was Mitscherlich nicht ahnte, ist dieser aktuell anhaltende Boom hin zur Stadt. In der Bundesrepublik sind heute drei von vier Menschen Stadtbewohner. Gleichzeitig schrumpfen viele kleinere Städte. In deutschen Städten gibt es genug Raum, nur nicht da, wo er gebraucht wird. Herausforderungen wie Zuwanderung, die Spaltung sozialer Gruppen, der demografische Wandel verschärfen sich. Doch statt ein konstruktives Sozialverhalten zu fördern, sind Städte heute so gestaltet, dass sich ein soziales Miteinander kaum entwickelt. Auch, weil wir so mobil sind. Die Nachbarn kennen viele nicht, Freunde leben in anderen Städten.

Ein erfolgreicher Integrationsmotor ist der Sport. Darum bräuchten wir mehr Sportplätze, Turnhallen, Raum für Begegnung aller sozialen Gruppen, um die zu durchmischen und sich auszutauschen.

Shoppens als „Hobby“ formt heute die Stadt, das zeigt sich in den Fußgängerzonen von Köln, Darmstadt und Mannheim: Zwischen all den Modeketten gibt es Cafés, aber die heißen überall Starbucks. Das ist für mich ein Gefühl der Unwirtlichkeit. Alles durchzuplanen ist ganz schlimm. Das ganz eigene Gesicht der Städte geht verloren. Dabei gehören auch Reibungspunkte dazu, wie im Frankfurter Bahnhofsviertel. Da treffen Uraltkneipen, Puffs und Drückerstuben auf neue Wohnhäuser und Restaurants.“

— Monika Meyer, Architektin

Kein Platz für Kinder

Mitscherlich: „Tiere, überhaupt Elementares, Wasser, Dreck, Gebüsche, Spielraum,“ fehle. Es sei profitabler, „ein Rasenstück an eine Versicherungsgesellschaft zu verkaufen, statt einen Spielplatz für Kinder daraus zu machen.“

„Wichtig wäre, beim Planen mehr mit Kindern zu sprechen, mit Nutzern, die wissen, was im jeweiligen Milieu fehlt. Räume, in denen wir uns wohlfühlen, fördern das soziale Verhalten und steigern die Leistungs- und Lernbereitschaft. Die Geschichte der Schulbauten zeigt eine deutliche Entwicklung: Früher waren Gymnasien alte Repräsentationsbauten, in den Säulenhallen fühlten sich die Kinder ganz verloren. Heute zerfallen unsere Schulhäuser. Das sagt einiges über die Wertschätzung aus.“

Seine große Popularität verdankte Mitscherlich der Fähigkeit, brenzlige Themen auf den Punkt zu bringen. Er war kein Stubengelehrter, sondern ein öffentlicher Intellektueller, der sich permanent eingeschaltet hat. Mit seinem Neudenken in der Stadtplanung hat er den Zeitgeist getroffen. Baugesellschaften spannten ihn als Berater ein, etwa bei der Planung für das olympische Dorf in München sowie bei der später stark kritisierten Stadtrand-siedlung Heidelberg-Emmertgrund.

Städtebau hat nach Meinung Mitscherlichs Auswirkungen auf unsere Psyche, Emotionen, die Seele. Intuitiv ist vieles richtig. Doch seine Thesen sind kaum empirisch nachgewiesen. Durch Mitscherlich angeregt habe ich mich damit befasst: Was macht die Umgebung mit uns? Verhalten, Einstellungen und Empfindungen verändern sich nachweisbar. Das Thema liegt seit Jahrzehnten brach: Doch die Psychoanalyse und Psychologie kann Brücken zur Architektur schlagen. Es kommt zur Interaktion zwischen Mensch und Gebäude. Was sagen uns unsere Städte? Fühle ich mich wohl, wecken sie Kreativität, Freiheit? Ist die Umgebung verrotten, vollgeschmiert, sagt mir die Stadt: Geh schnell wieder! Oder fühle ich mich willkommen?

Wichtig ist, dass sich Bürger ihre Stadt aneignen, gestalterisch eingreifen und nicht nur ihr Dasein fristen. Auch Subkulturen entstehen von selbst und schaffen sich ihren Raum. Zugewiesene Plätze würden sie eher ablehnen. Doch Kinder können sich noch nicht, Alte nicht mehr Plätze selbst schaffen. Die meisten Angebote in der Stadt sind für junge Menschen.“

— Timo Hoyer, Erziehungswissenschaftler an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe, Autor der Biografie „Im Getümmel der Welt. Alexander Mitscherlich“

Profit vor Allgemeinwohl

Mitscherlich: Kernproblem sei die gewinnorientierte Bauwirtschaft. „Das Tabu der Besitzverhältnisse an Grund und Boden“ mache „jede schöpferische, tiefere Neugestaltung unmöglich.“

„Der soziale Wohnungsbau ist besser als sein Ruf, die damit verbundene Unwirtlichkeit auch ein kulturelles Klischee. Vielleicht nicht der hippe Designer, doch die meisten Bewohner dieser Wohnsiedlungen oder Trabantenstädte, wie des Märkischen Viertels, fühlen sich dort wohl. Mitscherlich konnte den Wandel hin zu einer Dienstleistungsgesellschaft, die eine ganz andere Unwirtlichkeit hervorbringt nicht ahnen. Unwirtlichkeit heute verbinde ich eher damit, dass in den Städten Franchiser mit prekären Jobs überhandnehmen und sich die Erfolgreichen in ihren Heile Welt-Quartieren abschotten.“

Eigentlich geht es doch um Lebensqualität: Arbeitsplätze und vielfältige, nicht nur kulturelle Angebote sind dafür wichtig, Künstler, die diese produzieren, aber auch die Möglichkeit, sich politisch einzubringen. Grundlegend für die Lebensqualität ist ein sozialer Frieden, auch wenn das vielleicht altmodisch klingt. Doch dieser wird gefährdet, wenn Menschen sich von Verdrängung bedroht fühlen. Dies betrifft Wohn-, aber auch Ar-

Die tristen Städte machen depressiv

Mitscherlich: Die „kontaktvermeidende Tendenz ist eine Verhaltenseigentümlichkeit vieler Städter“, ihre „Reaktion auf die drangvolle, monotonisierte Nähe zahlloser anonymen Mitmenschen.“

„Körperlich sind Städter gesünder, die globale Gesundheitsversorgung ist besser als auf dem Land. Doch das Großstadtleben belastet die Seele. Mit dem Anstieg der Stadtbewohner steigt die Zahl psychischer Erkrankungen. Studien weltweit zeigen, dass 20 Prozent mehr Menschen an Angsterkrankungen und fast 40 Prozent mehr an Depressionen leiden als auf dem Land. Menschen, die in einer Stadt geboren wurden und ihre Kindheit verbrachten, haben ein dreifach höheres Risiko, an Schizophrenie zu erkranken. Unsere Untersuchungen haben ergeben, dass sie Stresssituationen anders verarbeiten. Dann waren bei ihnen Hirnregionen aktiv, von denen wir wissen, sie hängen mit Angsterkrankungen zusammen.“

Hektik, Enge, Lärm, das Pendeln, die Umweltverschmutzung, fehlende Grünflächen sind mögliche Gründe. Doch welche Faktoren krank machen, ist bisher wenig erforscht. Darum wollen wir herausfinden, wie das städtische Leben Stress verursachen kann. Seit dem vergangenen Jahr verfolgen wir über ein mobiles Gerät mit GPS, wo sich unsere Studienteilnehmer aufhalten, wie sie auf das Umfeld reagieren, wenn sie auf dem Weg zur Arbeit sind oder im Park spazieren gehen. Wir wollen erfahren, wann und wo sie subjektiv Stress empfinden. Anschließend untersuchen wir, wie ihr Gehirn reagiert. Kennen wir die Ursachen, können wir überlegen, wie eine gesunde Stadt aussieht. Wir können die Stadt nicht plattmachen und neu bauen, aber müssen sie so gestalten, dass sie für die Gesundheit möglichst förderlich ist. Reicht ein Park in der Nähe? Hat ein Spaziergang durch eine Grünanlage einen Effekt? Das sind wichtige Fragen.

Ganz praktisch kann es beruhigen, die Aufmerksamkeit bewusst auf Bäume zu lenken, Pflanzen im Zimmer. Hilfreich sind Achtsamkeitsübungen oder Sport, um Stress abzubauen. Ein großes Problem sehe ich im sozialen Umfeld. Es herrscht eine körperliche Nähe, wie auch Mitscherlich beschreibt, bei gleichzeitiger Anonymität. Fragt man: Kennen Sie Ihre Nachbarn?, sagen auf dem Land 80 Prozent Ja, in der Stadt Nein. Darum ist es empfehlenswert, das soziale Netz auszubauen: besser in Vereinen, bei Treffen mit Freunden als über Facebook.“

— Andreas Meyer-Lindenberg, Psychiater, Direktor am Zentralinstitut für Seelische Gesundheit Mannheim

beitsraum, der in den innerstädtischen Quartieren immer teurer wird. Viele Menschen werden gezwungen, in andere Quartiere umzuziehen und verlieren ihre sozialen Bindungen. Die einen bekommen, was sie wollen. Die anderen müssen aufgeben, was sie haben. Die Städte sollten der Verdrängung mehr entgegenwirken. Hierzu kann eine andere Bodenpolitik einen Beitrag leisten.

Der Verkauf öffentlicher, aber auch privater Grundstücke kann so reguliert werden, dass langfristig mehr bezahlbarer Wohn- und Arbeitsraum aufgebaut wird, mit dem Ziel, soziale und kulturelle Vielfalt in der Stadt zu fördern. Wenn die Kommune Grundstücke an gemeinnützige Projekte verpachtet, kann sie die Nutzung über lange Zeiträume steuern und festlegen, dass ein Haus zu einem Drittel bezahlbaren Wohnraum und Ateliers haben muss. Ich selbst bewege mich in diesem Spannungsfeld von Bürgerbeteiligung, Projektentwicklung und Politikberatung. Als Atelierbeauftragter beim Kulturwerk des Berufsverbandes Bildender Künstler Berlin ist es mein Ziel, in den kommenden fünf Jahren 2000 bezahlbare Künstlerateliers zu schaffen.“

— Florian Schmidt, Stadtsoziologe